

(Nachdruck verboten.)

19]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Rosegger.

„Ist jetzt der Jakob den Mund auf und sagte: „Wenn unjereiner so allein des Weges geht, da fällt einem allerhand ein. Ist mir voreh das Kruziloch eingefallen, Ihr kennt es ja?“

„Oben auf der Höh', vom Freisingthal herüber,“ bemerkte der Waldstuber. „Die Höhlen soll neuzeit stark verfallen sein, kann keiner mehr durch.“

„Ist vor Wochen ein Herr aus Wien dagewest,“ erzählte der Steppenwirth, „muß so ein Löcherjucher sein gewest, hat alten Höhlen nachgefragt. Ja, sag' ich, das Kruziloch, wenn's dem Herrn nicht zu finster ist. Geht hinauf und wie er wieder zurückkommt, ist er voller Freud', und er hätt' was gefunden. Zum wenigsten, den' ich, ein Trum Gold. Ist aber nichts, als ein grauer Stein gewest, was weiß ich. Er sagt, er hätt' eine Steinsammlung. Die haben wir Altenmooser auch, sag' ich. Nur nit in der Blasen!“

„Vor Zeiten soll von der Krebsau herüber der Fußsteig durch das Kruziloch gegangen sein,“ sagte der Sepp. „Zehn Minuten lang hat man durch die Höhle gebraucht und hat eine Stunde Weg abgefürzt.“

„Ist mir eingefallen unterwegs,“ fuhr der Jakob fort, „daß — wie die Pest in der Sandeben ist gewesen, die Leut' eine Bittprozession ins Kruziloch haben gemacht. Mitten drin soll ja ein Tropfstein stehen, wie ein Muttergottesbild anzuschauen. Davor ist eine Mess' gelesen worden. Die Pest hat nachher aufgehört. So hab' ich mir gedacht, jetzt konntet wir auch wieder eine Prozession ins Kruziloch machen.“

„Habt'a Ihr wieder die Pest?“ fragte der Waldmeister spöttisch.

„Leider Gottes, ja,“ antwortete der Jakob ernsthaft. „Arg grassirt sie, es vergeht kein Tag mehr, ohne daß sie einen hind begräbt. Wenn es so fortgeht, ist Altenmoos bald eine menschenleere Wildniß. Heut' ist in diesem Wirthshaus ein Todtenfest.“

„Daß sich der Reuthofer vor Ansteckung nicht fürchtet!“ bemerkte der Waldmeister.

„Mir wird die Auswanderungspest nicht gefährlich,“ sagte der Jakob. „Dem Nachbar Sandler hingegen möchte ich schier rathen, daß er sich eilig davonmachen soll.“

„Für einen solchen Rath wollte ich mich bedanken,“ darauf wieder der Waldmeister. „Wenn ich das Glück habe, mich etwas zu verbessern und so ein guter Nachbar möchte mich davon abhalten! Ist's ein Wunder? Jeder denkt auf sich selber, und weil der eine seinen Besitz nicht anbringt, so will er auch dem anderen daran hinderlich sein. Ich glaube es wohl, daß ihm die Weile lang werden wird — als Einsiedler in Altenmoos.“

Der Jakob hatte die Faust auf den Tisch gelegt, klopfte mit den Fingerringen etlichemal auf das Brett; zwei-, dreimal hob sich die Faust, legte sich aber wieder zurück, und der Jakob schwieg.

Der Waldstuber und der Zwieselbaumer hatten sich dem alten Sandler zugewendet und stellten ihm vor, wie es nun werden müsse in Altenmoos und mit dem Sandlerhanje. — Die Nachbarn haben verkauft. Die Bauern in dieser Gegend sind aber auf gegenseitiges Zusammenhalten angewiesen. Die Leute weniger. Auch kaum Dienstboten mehr. Alles weiß sich draußen besseren Erwerb, und der Mensch will von der Welt was haben. Die Wege werden verwildern, der Einzelne kann sie nicht im Stand halten. Auf den brachliegenden Feldern wird Wald wachsen, im Walde Wild, das frisst den Einödbauer auf. Da ist kein Bestehen. Der Hof schügt auch nicht mehr vom Soldatenleben. Das neue Gesetz! Wenn der Sandler einen Hausen Kinder hätte, die den Heimgang ins Elternhaus haben wollten. Ja. Aber das ist nicht. Der einzige Sebas. Und der lebe hundertmal besser draußen mit Baargeld. Und was würde es dem Alten wohlthun, nicht allemal, wenn er eine Kirchenglocke hören will, den weiten Weg machen zu müssen! Beim Treidler in Sandeben ist ein Stübel zu haben, vor dem Fenster die Kirche, untenauf der Weinsteller. Für

einen mühseligen Menschen ist das was werth. Das Glück meldet sich selten zu Altenmoos, aber wenn es sich meldet, da sollt' man's nicht mit dem Fuß von sich stoßen.

Während die Bauern als Auswanderer so sprachen, hielt der Waldmeister die dreitausend Gulden bereit auf dem Tisch. Der alte Sandler zitterte eine Weile mit dem Haupt, mit der Hand, dann schlug er ein. Sein Haus war verkauft.

„Also wieder eine Leiche!“ rief der Waldmeister und schlug dem Reuthofer höhrend die Hand auf die Achsel.

„Laß mich in Fried, Masgeier!“ gab der empörte Bauer zurück.

„Und jetzt, Jakob!“ rief der Sepp in der Grub lachend, „jetzt schlag auch Du los. Schlag los, es geht auf Eins!“

„Und der Masgeier,“ setzte der Waldmeister bei, „legt Dir baare viertausend Gulden auf die Hand.“

„Wofür?“ fragte der Jakob.

„Für den Reuthof.“

„Für den Reuthof?“ sagte der Jakob, „der ist nie mehr als an zweitausend Gulden werth gewesen. Oder wäre das Geld für mein und meiner Familie Heimathshaus? Das ist mit Geld nicht zu bezahlen. — Heute,“ so fuhr er fort, ernst, aber ganz ruhig, „heute habe ich nachgeschlagen draußen im Pfarrbuch. Das Pfarrbuch ist vor dreihundert und sechzig Jahren angelegt worden, und dazumal ist schon von den Steinreutern die Rede gewesen, die auf dem Reuthof in Altenmoos gehauft haben. Noch ältere von diesem Stamm werden auf dem Grund die Steine ausgereutet haben, und davon wird — so meint auch der Pfarrer — der Name Steinreuter herrühren. Von den neun Steinreutern, die im Pfarrbuche stehen, ist, so viel ich weiß, keiner reich gewesen und keiner arm. Einmal ist der Reuthof niedergebrannt, die Steinreuter haben auf Gott vertraut und ihn wieder aufgebaut. Ost hat uns der Hagel die Feldfrucht vernichtet und das milde Wasser die Wiesen mit Steinen übersüttet, die Steinreuter haben gearbeitet und Muth gehabt. Sie sind dem Unglück nicht ausgewichen und nicht entgegengegangen; sie sind ihm gestanden, wie der Tannenbaum dem Sturm. Die Kinder sind beim Haus verblieben oder haben an andere Höse geheiratet, ich habe von keinem gehört, das nicht rechtschaffen gewesen wäre. Nur von meinem Großvater ein Bruder, der ist Soldat geworden, ist nachher geflüchtet, hat oben im Felsloch gehauft, ist wieder eingefangen und zu todt geschlagen worden. Sonst habest fast alle ein langes Leben gehabt. Freiwillig fortgehen, in die Fremde gehen, gar ein Herr werden, das ist im Reuthof, so lang er steht, nicht gedacht worden.“

„So magst jetzt Du dran denken,“ sagte der Zwieselbaumer.

„Wir sind ein Bauernstamm,“ fuhr der Jakob fort, und seine Stimme hob sich und zitterte ein wenig. „Wir hören vielleicht einmal etwas läuten von Reichthum und Herrlichkeit draußen in der weiten Welt. Wir gönnen es jedem, der dran glücklich wird. Wir brauchen es nicht. Wir haben nie davon geredet, aber jetzt — jetzt müssen wir davon reden, weil sie die Heimath und die Fremde zu einander wägen. Ich thu's nicht. Wie soll ich die Erdscholle und die Wolke miteinander wägen? — Es gehen Häuserwäcker um, und Ihr verkauft den Boden, auf dem Ihr steht. Nachbarn! Wenn sich die Welt zerstört, so fängt es an. Die Menschen werden zuerst treulos gegen die Heimath, treulos gegen die Vorfahren, treulos gegen das Vaterland. Sie werden treulos gegen die guten alten Sitten, gegen den Nächsten, gegen das Weib und gegen das Kind. Sonst ist das Kind in der Heimath geboren worden, hat in der Heimath seine Jugendzeit verlebt, Ihr jetzt es in die Fremde, auf Sand.“

„Natürlich,“ bemerkte nun der Waldmeister, „wer von dem großen deutschen Vaterland noch nichts gehört hat, der ist freilich fremd, sobald er aus seiner Wiege steigt.“

„Großes deutsches Vaterland!“ sagte Jakob, „ein gutes Schlagwort für die Bauernabtrenner, und schon gar, wenn sie aus Polen kommen. Ich aber sage: Wo keine Liebe zur freiständigen Heimath ist, da ist auch keine zum Vaterland. Ein Blatt, das vom Banne gerissen ist, flattert noch eine Weile raschelnd im Herbstwind hin und her, ehe es finkt und verwest. Jetzt ist so ein Wind gekommen, Nachbarn! Ihr

raschelt, aber Ihr werdet nimmer grün. Ihr seid feige, lauft dem Bauernstand davon, weil er hart und ernsthaft ist. Ihr seid hoffärtig, und weil Euch der Wind trägt, so glaubt Ihr, Ihr wäret Vögel und könntet fliegen.“

„Lieber Vögel als Maulwürfe!“ schrie einer drein.

„Der Maulwurf ist ein nützliches Thier,“ sagte der Jakob, „wenn er aber Flügel haben und eine Lerche sein wollte! Pfu Teufel!“

„Schön kann er predigen,“ lachte der Waldmeister.

„Wenn ein Abschiedsfecht ist, meine Herren, so muß auch eine Abschiedsrede sein,“ sprach der Jakob, „sie ist gehalten. Ihr seid draußen, ich mache die Thür zu. Helf' Euch Gott!“

Eine Handbewegung machte er noch, als ob er die ganze Festgesellschaft mitsammt dem Steppenwirthshaus von sich schieben wollte, dann ging er davon. Wie tief erregt er war, im Herzensgrunde aufgewühlt, es ist nicht zu sagen.

Die Leute, so am Tische saßen oder durch die leidenschaftlichen Worte des Jakob herbeigezogen umherstanden, schauten sich mit verblüfften Gesichtern an. Was da gesagt worden, war eigentlich doch merkwürdig, und wer es gesagt — das war's noch mehr. So hatte den stillen freundlichen Jakob keiner gekannt!

Der alte Sandler, der vorhin mit geneigtem Haupte dem Jakob zugehört hatte, ergriff jetzt den Arm des Obersförsters und sagte: „Bedenken muß ich's doch erst, Waldmeister, und meinen Buben fragen.“

„Was willst bedenken?“

„Des Hausverkaufes wegen. Bedenken.“

„Aber Sandler!“ riefen jetzt mehrere zugleich, „der Kauf ist ja abgeschlossen.“

„Die Herren sind Zeugen!“ sprach der Waldmeister, auf die Bauern deutend, „und das Geld hast im Sack.“

Der Alte sagte nichts mehr, sondern saß, noch tiefer zusammengesunken, reglos unter der Linde.

Im Hause klang die Zither, johlten die Tanzenden, die Trinkenden, schritt die Anstöße der Gläser. Wohl auch dem Sandler zu Ehren galt jetzt das Freudenfest — aber er saß wie leblos dort, und auf seiner Stirne standen kalte Tropfen.

„'s ist ihm halt aufgefetzt gewesen!“ würde der Wegerer gefagt haben. Der Wirth kam mit frischem Wein und sprach: „Den schickt Dir der liebe Herrgott, weil Du brav bist gewest!“

Der alte Sandler trank nicht, er taumelte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Dom Haberfeldtreiben*).

Von Oskar Panizza.

Die grobe Anflüchtigkeit und starke Caszjivität in den oberbayerischen Haberer-Protokollen war immer ein Gegenstand besonderen Aufmerkens bei dem Kulturforscher. Man war immer erstaunt, bei einem so einfachen, biederem, von der Kultur wenig belecten, im ganzen sittenreinen Stamm, wie den Allbayern und den Bewohnern des bayerischen Gebirges eine derartig starke Betonung und rücksichtslose Hervorkehrung erotischer Beziehungen in den „Haberer“-Protokollen ihrer Sittengerichte zu finden. Wie kommt — frug man sich — eine so urkräftige, durch keinen Einschluß fremden Blutes verdorbene, bis vor kurzem fast abgeschlossen in ihren Bergen wohnende Bevölkerung dazu, in ihrem Kügeverfahren das Aufdecken von geschlechtlichen Beziehungen direkt zum Hauptgegenstand des Interesses zu machen, und in der Lust, diese Beziehungen breitzutreten und in grausamer Deutlichkeit bei ihnen zu verweilen, geradezu zu excediren?

Bevor wir jedoch der Sache auf den Grund zu kommen suchen, müssen wir an einige Erscheinungen erinnern, die uns zeigen werden, daß das Verhöhnern in geschlechtlichen Dingen und das Einander-Nachstellen der Menschen in sittlichen Vergehen ein internationaler Gebrauch war, der zum theil heute noch besteht. So war das Charivari in Frankreich ein direkt obscönes Spiel, eine Radau-Aufführung in dunkler Nacht, wobei man in Verkleidungen, mit geschwärtzten Gesichtern und unter Aufführung eines entsetzlichen Lärms vor das Haus der Braut oder des jungen Ehepaares, auch der sich wiederverheirathenden Wittve zog und unter Absingen zotiger Lieder der jungen Dame die gemeinsten Anklagen ins Gesicht schleuderte, Anklagen, die sich nicht auf gewisse Vergehen, sondern einfach auf die Thatfache der Verheirathung, des Eingehens eines sinnlichen Verhältnisses bezogen. Man hat keine Ahnung, wie dieses Wort Charivari — unser Wort Charivari, Uhrgebänge, welches die französische Sprache nicht kennt, ist offenbar aus dem kirrenden Geräusch der metallenen Anhängel berggenommen, denn Charivari bedeutet ursprünglich Lärm — man hat keine Ahnung, wie dieses sittenverhöhnende Charivari entstanden ist, auf welcher Basis es sich ausbildete, welches Motiv eigentlich in ihm steckte; man weiß nur

aus den strengen kirchlichen Verordnungen dagegen, daß es vom 14. bis 17. Jahrhundert bestand. Es war eine ganz feste Einrichtung. Auch in England kannte man und kennt man noch die rough music, die Rakenmusik, mit Kesseln, Bratpfannen, Schüreisen u. dergl., dort besonders angewandt gegen Geblute, die sich schlecht vertragen, oder wenn ein sehr alter Mann ein sehr junges Mädchen heirathete oder ein Neger eine Weiße zur Frau nahm. Im vorletzten Fall wird die Rakenmusik auch in Italien aufgeführt und heißt dort scampannata. In Lübeck finden wir eine Verordnung aus dem XV. Jahrhundert, welche das Verspotten und Lärmen vor den Thüren Sichwiederverheirathender verbietet. — Auch in der Schweiz bestand noch vor zirka dreißig Jahren die vollständige Sitte des Charivari; der Redakteur der „Zürcher Post“, Reinhold Ruegg, erzählt mir, daß er als Knabe einen Aufzug mitgemacht habe, ohne damals zu wissen, um was es sich handele, wobei ein Hausen Männer und Weiber am Vorabende des Hochzeitstages unter Absingen garstiger Lieder vor das Haus der Braut gezogen sei und ihr in böhnischer und unflätiger Weise ihren neuen Stand unter Aufdeckung der geheimsten Beziehungen vorgehalten habe; auch auf ihr angebliches oder wirkliches Vorleben bezügliche Dinge und Vorkommnisse wurden hier in brutalster Weise kundgegeben. Dabei war der ganze Platz vor dem Haus und alle angrenzenden Straßen zum Ausdruck der Verachtung mit Sägespänen bestreut. Spreu, Sägespäne, Kleie, Häckerling galten als Abfallstoffe seit urdenklichen Zeiten als Ausdruck der Verächtlichmachung. „In Frankfurt“ — erzählt Sepp — „diente das Häckselstreuen im XVII. Jahrhundert zur Verhöhnung bei der Hochzeit.“ Am Niederrhein wurde der bräutlichen Wittve Häcksel gestreut, wenn sie ihren ersten Mann nicht ordentlich behandelt halte. In Riffingen und Umgebung wurde bis vor kurzem anrühigen Mädchen Häckerling vor die Thüre gestreut, und zwar am Sonnabend, damit es am Sonntag die Leute alle sehen. Wie sehr es aber in solchen Fällen rein auf die Verächtlichmachung des erotischen, des sinnlichen Prinzips abgesehen war, zeigt die Sitte in Oberschwaben. Dort wurde der Hochzeiterin von ihrem Hause bis zum Stall des Dorfhauses (Zuchstiers) Spreu gestreut.

Auch das „Märzrufen“, das Tratto Marzo, am Gardasee und in den anstoßenden Bergen gehört hierher. Dort werden in den ersten Tagen des März bei einbrechender Dunkelheit von unbekannter Stimme vor den versammelten Bewohnern des Städtchens die bekannten und heimlichen Liebespaare des Ortes ausgerufen, wobei die Volksmenge unter Gelächter und Wigen ihre Glossen dazumacht, die Paare applaudirt oder als nicht statthaft zurückweist. Auch hier fallen rohe und obscöne Bemerkungen, die schließlich zur Hauptsache werden. Auch hier hat die Regierung vergeblich gesucht, die uralte Sitte, die schon Horaz kannte, abzustellen.

Schließlich dürfen wir aber unsere „Polterabende“ nicht übergehen. Es handelt sich doch auch hier um eine mehr weniger harmlose Neckerei der Brautleute, um das Anrufen der Gesichter beim „Schwarz-Peter“-Spiel, um allerlei Schelmenstücke, bei denen immer wieder das Brautpaar die Zielscheibe des Spottes ist, und um lärmendes Austoben der jungen Leute und Sichgehenlassen, wobei die Großen selbstgefällig zuschauen. Also eine Art Salon-Charivari. Aber doch Charivari. Doch ein kleines Haberfeldtreiben.

Was hat das nun alles für einen Sinn? Auf welchem religiösen, sittlichen, Gewohnheits- oder humoristischen Motiv baut sich dieses Hänfeln, dieses Reden von Liebesleuten auf? Auch wir, wir alle, wenn uns jemand sagt, daß er sich verlobt habe, haben da ein böhnisches Grinsen in Bereitschaft. Was giebt es da zu lachen? Ja, wir lachen alle und wissen nicht warum. Steckt da irgend ein todter, psychologischer Kern in uns, dessen wir nicht bewußt werden? Warum verhöhnen wir unsere Nebenmenschen, wenn der heiligste und gewaltigste Naturtrieb sie zu einander führt, in einer Situation, die die alten Kulturvölker, die Griechen, die Römer, zu den keuschesten und ernstesten Symbolen und Mythen umgebildet haben, und aus der sie die unvergleichliche Gestalt der schaumgeborenen Anadyomene erstehen ließen!

Sehen wir zu!

Wenn wir die „Haberfeldtreiben“, von denen wir hier ausgegangen sind, nach ihrer Entstehung rückwärts verfolgen, dann stoßen wir auf die ältesten heidnisch-christlichen Schmittergebräuche bei der Halmernnte, besonders bei der Haberernnte, und hier finden wir eine Reihe von Spielen und Scherzen — ein „Treiben“ auf dem Haberfelde —, die eine ausgesprochene Verhöhnung in Hinsicht geschlechtlicher Dinge, in Hinsicht des Liebesgenußes zum Inhalt haben: eben jener internationale heidnisch-christliche Kern, der im „Haberfeldtreiben“ steckt, und zu dem wir oben so viele Parallelbeispiele aus allen Ländern bis in die neueste Zeit anführen konnten.

Es war nämlich Sitte, daß, sobald der letzte Drischelschlag auf der Tenne erklungen oder der letzte Halmbock auf dem Aehrenfelde gebunden, die letzte Garbe gemäht war, derjenige, der den letzten Schlag gethan, den letzten Senfenbieb geschwungen, zum Gegenstand von Hänfelleien, versteckten Anklagen und beleidigenden Verfolgungen gemacht wurde, die alle einen stark erotischen, um nicht zu sagen obscönen Charakter haben und in denen eine direkte Verhöhnung und Beschimpfung jedes Liebeslebens, einerlei, ob legalen oder illegalen, zum Ausdruck kommt. Es wurde ein Kranz aus Haberstroh gebunden, ihm, dem Unglücklichen, auf dem Rücken befestigt und er unter Geschrei und Verspottung durchs Dorf geführt. Man sagte, „er hat die Sau bekommen“. Ost konnte er noch ver-

*) Aus der „Wiener Rundschau“.

suchen, den Schimpf von sich abzulenken, indem er den symbolischen Strohhund anderen aufbaud. In diesem Falle wurde aus Stroh eine kleine Sau geflochten, sie durch Steine beschwert, damit man sie schleudern konnte, in die Schleuder noch geschriebene Reimpaare unzüchtigen Inhalts, welche sich auf die Liebchaften oder das Eheleben jener bezog, auf die es gemünzt war, mithineingebunden, oft auch noch das Kartenblatt, die Herz-, Eichel-, Gras- oder Schellen-Sau mithineinverfent und das Ganze in eine Scheuer geworfen, in der eben noch die Drescher bei der letzten Arbeit waren. Dies nannte man „die Sau vertragen“, und es galt als schwere Beschimpfung. Denn auch ohne die anzüglichen Reime war das pure Hineinwerfen der „Sau“ eine insolente Anklage und voll der schmutzigsten Anspielungen.

Gelang es dem Versenden, so rasch zu entfliehen, daß er nicht mehr eingeholt werden konnte — und oft hatte er sich eigens zu diesem Zweck ein Pferd bereitgestellt — dann hatten die Drescher in der Scheune „die Sau bekommen“ und wurden ihrerseits gehänselt und ausgelacht. Wurde der Uebelthäter eingeholt, dann ging es ihm schlimmer als zuvor. Er wurde im Gesicht geschwärzt, mit Urath bestrichen, ihm die „Sau“ neuerdings auf den Rücken gebunden und er aufs neue dem allgemeinen Gespötte preisgegeben. Es war ein Spiel, ein loses „Treiben“, aber voll böser Hintergedanken und grausamer Anspielungen. Abends beim Dreschermahl, welches der Bauer besonders reich arrichtete, kam eine Schüssel mit Krapsen auf den Tisch. Einer derselben hatte die Gestalt einer Sau. Und eben diesen bekam der Unglückliche, der schon am Nachmittag hineingefallen war, unter großem Geschrei und Hallo der Tischgesellschaft zugesprochen.

Panzer konnte in seinen „Bayerischen Sagen und Bräuchen“, München 1855, Band II, Seite 213—236, noch um die Mitte dieses Jahrhunderts aus einer großen Anzahl von schwäbischen, bayerischen und fränkischen Ortschaften das Fortbestehen dieser Schmitter- und Dreschergewohnheiten melden. Unter den mannigfachen Variationen tritt an Stelle der Sau oft der Bock, der Hahn, die Gais — aber, wie schon der Charakter dieser Thiere ergibt, immer sind es Anzüglichkeiten und Verpottungen im Hinblick auf das sexuelle Leben der Menschen, um die es sich hier handelt. — Dies ist nun jenes internationale heidnisch-christliche Element, welches bei allen Völkern des Abendlandes, wo sich nur immer bei Zeremonien Anlaß giebt, wiederkehrt, welches im Charivari, in der rough music, in der Scampanata, im „Märzrufen“ sich findet, und welches in einigen bayerischen Gegenden eine so rüde Form angenommen hat. — Und dies ist andererseits sittengeschichtlich der Ausgangspunkt für die „Haberfeldtreiben“. Das Wort deutet noch auf die Haberernte und die Schmittergebräuche. Aber diese wurden immer mehr verlassen, und die rügenden Reimpaare mit erotisch-beschimpfendem Inhalt, wie sie in der Strohschleuder eingewickelt waren, blieben im Vordergrund des Interesses.

Sehen wir nun, nach weiterer Aufklärung suchend, von den Haberfeldsitten, von dem Treiben und Thun bei der Halmernte noch weiter zurück, ins Heidenthum selbst, dann treffen wir, wenn auch nur durch spärliche Züge angedeutet und in wenigen Quellen faßbar, auf einen Götterdienst, auf einen Gottesdienst auf dem Felde, auf einen Opferritual für die Götter und Göttinnen der Fruchtbarkeit, des Erntesegens, der Fortpflanzung unter Menschen und Thier, der Erweckung der Liebesgefühle bei den Menschen, der aufsteigenden Frühlingssonne mit ihren keimenden Säten und dem sprossenden Grün, auf eine Naturverehrung, auf einen Ernte- und Dankgottesdienst auf dem Felde voll der feierlichsten Formen. Hier treffen wir auf Wotan, den Allvater, für dessen Schimmel die letzten Haberhalme stehen bleiben, weshalb der letzte Sensenschlag eine so symbolische Bedeutung gewinnt; auf Donar, den Regen- und Gewittergott, der die Felder befruchtet, auf Freyr, den Liebesgott: alles bekommt jetzt einen ganz anderen, vornehmeren, ernsthafteren Charakter. Das Zeugungsprinzip, als das elementarste Wollen im Menschen wie in der Natur, wird abgöttisch verehrt, aber in rein naiver Schätzung, mit der Lust eines Naturkinds. Alle die stark sexuellen Thiere, der Bock, die Sau (der Eber), der Hahn, die oben eine so häßliche, anzügliche Rolle spielen, wir finden sie hier als die Vertreter der heiligsten Götter. Böcke ziehen den Donnerwagen des Gewittergottes; ihre Hörner werden vergoldet. Der goldborstige Eber ist das Sinnbild Freyr's, und bei Hochzeiten wird, weit entfernt von anzüglichen Schmähungen, Freyr's, des Gottes der Fruchtbarkeit, gedacht und sein Segen unter wärmster symbolischer Darstellung und Verehrung seiner Naturkraft erfleht. Diese Thiere wurden auf dem Felde den Göttern als Opfer dargebracht, das Blut auf der Ackererde ausgegossen, das Fleisch von den Feiernden als Festbraten gegessen. Und wie man für den Gott von der Halmsfrucht stehen ließ, so goß man auch von dem Getränk, welches man für die Festlichkeit gebraut hatte, für die Götter als Opfer auf den Boden. Diese „Bockopfer“ konnte der bayerische Kulturhistoriker Sepp noch im Jahre 1854 als Osterfeierlichkeit in der Tachenau, einem Seitenthal des Isarwinkels, nachweisen. Die Hörner des Thieres wurden vergoldet, und das Getränk, welches man zu dem Festbraten verarbeitete, hieß — Bock (daher der Name für eine heute noch so genannte Biergattung). Ueberall finden wir im alten Heidenthum eine heiter-naive Verehrung des Zeugungs- und Fruchtbarkeitsprinzips, eine stille Bewunderung der geheimnisvollen Macht, die sprießen und sprossen läßt, eine lautere, reine Auffassung, wie man sie heute noch beim Bauern beobachten kann, weit entfernt von Spott oder höhnischen Nebengedanken. So wenig hätte das Heidenthum einen Spott über die sich in Liebe zugethanen

Menschen verstanden, daß im Gegentheil diejenigen Mägde, die unverheiratet geblieben waren, an einem bestimmten Tag von den Buben des Ortes auf einen Pfug gesetzt und als Strafe zur Schau geführt wurden, eine Sitte, von der noch Hans Sachs erzählt und die sich auch auf der alten Leipziger Fastnacht erhalten hatte. Und bekannt ist das sagenhafte, auf Nädern gezogene Schiff der altdeutschen Göttin der Fruchtbarkeit, welches noch im Jahre 1183 von Nachen nach Mastricht gezogen wurde, dort mit Maßbaum und Segel geschmückt, im ganzen Land herumzog, überall unter großem Zulauf und Geleite des Volkes; wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelsang und Tanz um das Schiff herum“. Jede Ortschaft habe es als eine Ehrenpflicht angesehen, das Schiff der Göttin, welches in ihnen die heiligsten Erinnerungen an die ehemaligen Anzüge der Felder- und Erntegötter weckte, so festlich wie möglich zu empfangen und nach freiem Aufenthalt durch den Bezirk zu geleiten. Mit so naiver Freude hing noch im XII. Jahrhundert das Volk an seiner alten und freien Naturauffassung.

Was ist nun inzwischen erfolgt? Der Einzug des Christenthums, die Verdammung aller reinen Freude am Natürlichen und die Sigmatisierung der sinnlichen Lust als sündigen Geschehens. Die alten Götter müssen den Himmel räumen und finden nur als trübselige, geknechtete Gestalten im „wilden Meer“ unter Anführung des Teufels Aufnahme. Das Geschlechtsleben wird jetzt von Origenes, ob in oder außer der Ehe, für sündhaft und teuflisch erklärt. Das Weib wird jetzt direkt eine Kreatur des Teufels, eine „schöne Teufelinn“, wie sie im Tannhäuser-Liede heißt. Sie darf nicht die Klosterschwelle überschreiten. Sie darf (heute noch) nicht mit dem Papst zu Tische sitzen. Die Menschen werden belehrt, daß sie hier auf Erden nichts, im Himmel alles zu suchen haben. Die Thiere auf dem Erntefelde, die dem Kult der Fruchtbarkeit gedient hatten, kommen natürlich jetzt in eine klägliche Stellung. Freyr's Thier, der Bock, wird zum lasterhaften Scheusal und zum Vertreter des Bösen auf dem Blocksberg; und die Feder des Hahns steckt sich der Teufel selbst auf den Hut. Aber so eingewurzelte Gewohnheiten und liebgeordnete Opferungen lassen sich nicht von heute auf morgen entfernen. Und da man die Thiere — Bock, Sau, Hahn — nicht mehr ernst nehmen kann, so nimmt man sie spahhaft. Und nun beginnt jenes gemeine, obföne Spiel auf dem Erntefelde mit seinen widerlichen Andeutungen und schmutzigen Verfechtungen, jene Verhöhnung aller erotischen Beziehungen im Menschen, die zum „Haberfeldtreiben“ zur Verpottung der Ehe im französischen „Charivari“, zu den tollen Aufzügen und Rahemusiken auf englischem Boden führten. Denn die reine Freude am Naturgeschehen war unterbunden worden. Irgendwo aber will die Natur hinaus. Und da sie nicht nach oben konnte, als Idee der Lust und Freude, so ging sie nach unten und ward gemein. —

Kleines Feuilleton.

— Was dem Magen eines Ranchers zugemutet wird. In England wurden unlängst Tabakprüfungen vorgenommen. Man unterfuchte Zigarren, Zigaretten und losen geschnittenen Tabak. Beigemischt fand sich: Zucker, Stärke, Melasse, Guano, Vibarberblätter, Kochsalz, Zimmtengel, Wegerich. Von diesen Dingen ist ja keines direkt gesundheitschädlich, wenn man sie aber an stelle von Tabak bekommt, ist es doch etwas bitter und theuer. Aber in dem Tabak fanden sich noch ganz andere Sachen: Naun, Kalk, Salpeter, Walkerton, Torf, Braunkohle, Nuß, Mennige, Rothholz, Papierschnitzel und Klettenblätter. — Welch' unschuldige Kindlein sind gegen diese Tabakverfälscher gewisse Margarinenfrühen! —

— Eine „feine“ Dame in Chifago hat an ein dortiges Blatt einen Brief gerichtet, der so bezeichnend für die Denk- und Gefühlsweise der Leute von Bildung und Besitz ist, daß wir eine Stelle desselben hierher setzen wollen. Die „Dame“ schreibt:

„... Meines Erachtens würde es überhaupt zweckmäßig sein, wenn dem arbeitenden Volke die Benützung der Straßenbahnwagen ganz verboten würde! Nach vollendeter Tagesarbeit oder dem Herumtreiben in Kneipen, könnte es demselben gar nichts schaden, wenn es gezwungen würde, den Weg nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Das wäre nicht allein der Gesundheit sehr zuträglich, sondern auch dem Geldbeutel, denn die Ersparniß von 10 Cents täglich käme im Jahre einer Summe gleich, die einen mehrwöchigen Wochenlohn ausmacht. Der ganze Trubel mit unserem „gemeinen Manne“ ist, daß er zu viel Lohn bekommt. Das macht diese Menschen mit der Zeit anmaßend, frech, begierig nach Luxus und nährt in ihnen den Hang nach besseren Lebensbedingungen, was nur den bevorzugten Klassen von Rechts wegen zukommt. Dies kann und darf aber nicht sein und unsere Gesetzgebung sollte auf der einen Seite dahin angehalten werden, Vorschriften zu erlassen, welche die dienende und arbeitende Klasse in die ihr gebührenden Schranken zurückweist, während die Arbeitgeber und sonstige Geschäftskleute auf der anderen Seite das ibrige thun sollten und die hohen Arbeitslöhne so viel, als nur irgend möglich, herabzusetzen. Dies würde wesentlich dazu beitragen, die niedrigen Volksklassen von ihrer Sucht nach Ausschweifungen und Extravaganzen zu kurieren. Wir würden dann nicht nöthig haben, zu warten, bis ein solcher Flegel es für gut findet, aufzustehen und uns einen Sitz zu überlassen. Er müßte seine Untergeordnetheit fühlen und es als selbstverständlich finden, den über ihm Stehenden die schuldige Rücksichtnahme und Ehrerbietung zuerkennen. Das wäre jedenfalls nur in der Ordnung.“

Theater.

Die Direktion des Schauspielhauses, der die Hände gebunden sind, so weit es die moderne Produktion anlangt, hat seit längerer Zeit eine künstlerische That, eine besondere Ausführung der gemauerten Shakespearischen Historien, versprochen. Es ist eine geraume Weile her, da wurde auch mit Richard II. begonnen. Damals war das Versprechen des Hoftheaters, das im Alltagsleben vom trivialsten Abfall Stowronnescher Küche zehrt, wieder verschollen, und jetzt endlich kam eine „neue That“: die beiden Theile von Heinrich IV. wurden nach einander am Montag, und Dienstag zum ersten Male aufgeführt. Wer sich geberdet, als wollte er etwas ganz besonders Beihewolles schaffen, der weckt hochgespannte Erwartungen.

Um so größer war die Ernüchterung, die nach diesen Ausführungen folgen mußte. Ja, ginge es nach den Befehlen der Kunstspielerei, dann alle Achtung. Was an alten Kostümen, Blechrüstungen, Waffen, Dekorationen, Soldatengebümmel aufgeboten werden konnte, geschah redlich. Es hat sich der Kaiser für die Ausführung interessiert, selbst den Hauptproben beigezogen und da ließ man es natürlich nicht an glänzenden Mitteln fehlen; und die behelmten Statisten mußten Duzende von Evolutionen machen, bis die Schlachtenescenen frisch herankamen. Derlei ist mal ein nützlicher Behelf der Darstellung, aber eben nur ein Behelf; aber in die Seele der Dichtung, vor allem in ihren unbändigen Humor, drang die Darstellung im Schauspielhaus nicht. Neuzerlich so reich, war sie innerlich armselig und stimmungslos. Ein Prinz Heinz, der nicht will, ein Falstaff, der nicht kann, das giebt einen unreinen Allod. Herr Molenar ist in seiner Art gewiß ein guter Schauspieler. Spröde Charaktere, mannhafte Naturen, die mehr Willen als Esprit besitzen, preußische Soldatengestalten gab Herr Molenar oft genug; nicht selten mit kräftigem Erfolg. Nun ist Falstaff sicherlich kein Charakter, aber ein Mann von lauter Humoren und Esprit.

Herr Molenar gab sich redlich Mühe, nur sah man die Mühe und wurde verstimmt. Manchmal nur wurde er freier, wo er parodistisch sein durfte, wie in der Scene, da Falstaff den Vater des Prinzen Heinz spielt. Im zweiten Theil, wo Falstaff auch vom Dichter nicht mehr so reich bedacht wird, wurde es noch schlimmer. Den Prinzen Heinz gab Herr Matkowsky, im Anfang so von oben hin, mit forcirter Lustigkeit. An Gestalten, wie Prinz Heinrich, setzt man von vorn herein sein ganzes Wollen, sonst verliert man beim Hörer den Kredit, der sich auch in der großen Scene an Bolingbroke's Sterbebett nicht in voller Höhe einfunden wollte, so maßvoll sich auch Matkowsky diesmal hielt. Herr Kessler gab den Heißsporn mit Geschick und Eifer; freilich können die nicht das heiße, junge Temperament ersehen. Den König Bolingbroke spielte Herr Ludwig in seiner getragenen, ein wenig salbungsvollen Weise. — Alles in allem, das Schauspielhaus hätte klüger gethan, lieber von Shakespear'schen Humoren fernzubleiben, als sein Versprechen so einzulösen, wie es geschah; und eine seiner besten Traditionen ist der Falstaff des alten Döring, der humorvollste Falstaff, den die deutsche Bühne je gekannt haben soll.

Völkerkunde.

— **Koreanischer Aberglaube.** Aus Seoul, der Hauptstadt von Korea, wird gemeldet: Am 26. Dezember v. Z. verließ sich ein Fuchs in den Park des königlichen Palastes. Wurde aber von den Soldaten der Leibwache vertrieben. Darauf floh der Fuchs in den Garten des Kriegeministeriums; auch von dort hinausgejagt, raunte er in den Garten des Unterrichtsministeriums, wo ihn das gleiche Schicksal traf. Da flüchtete er sich noch in den Garten des Justizministeriums, und als er auch von hier verschucht wurde, suchte er wieder das Freie auf. Diese an sich ganz harmlose Begebenheit erhielt aber in den Augen der Koreaner eine ganz wunderbare Bedeutung. Man glaubt nämlich in Korea, wie auch noch vielfach bei den Ungebildeten in Japan an einen Fuchsgeist, und in diesem Falle, sollte Gevatter Reinecke den Geist der feurigen koreanischen Jugend darstellen, die schon seit über Jahr und Tag sich nicht verheirathen darf, weil der König verwitwet ist und sich auch nicht eher vermählen darf, als bis die verstorbene Königin mit allen ihrer Würde gebührenden Ehren und Feierlichkeiten öffentlich bestattet wird. Nun herrschte schon einige Tage vor dem Erscheinen des bewußten Fuchsleins unter dem Volke in Seoul das Gerücht, der König werde am 28. Dezember in seinen Palast zurückkehren. Deshalb erschien auch der Fuchs schon vorher im Palaste, um sich zur Audienz beim König anzumelden und ihn zu bitten, die todtel Königin feierlich bestatten zu lassen und eine zweite Gemahlin zur Königin zu erheben. Als man ihn aber aus dem königlichen Parke vertrieb, wollte er sich beim Kriegeministerium Hilfe erbitten, und als man ihn dort ebenfalls verjagte, weil er kein schriftliches Gesuch bei sich hatte, flüchtete er sich in das Unterrichtsministerium, damit er dort schnell das Lesen und Schreiben erlernte. Da man ihm jedoch diese Bitte abschlug und ihn auch von dort fortjagte, so wollte er sich beim Justizministerium über die ungnädige Aufnahme, die er überall gefunden hatte, bitter beschweren, sand aber auch hier nur taube Ohren, worauf er sich wieder in die Wildniß begab, um unter freiem Himmel sein Leid zu klagen. So legte sich das arme koreanische Volk die Irrfahrt des Fuchses aus. —

Geographisches.

— Eine deutsche Station im südlichen Eismeer wird in nächster Zeit im Viktoria-Lande unter Leitung von Dr. Rudolph Newes begründet werden. Die Arbeiten der Station stehen im Zusammenhang mit der geplanten deutschen Südpolar-Expedition und sollen als Vorbereitung für diese die meteorologischen Verhältnisse während des antarktischen Winters untersuchen. —

Technisches.

— Die Trockenlegung der Zuider-See. Die Spezialkommission, die von der holländischen Regierung eingesetzt worden, um die Sache genau zu studiren, hat jetzt ihren Rapport abgestattet, welcher durchaus günstig lautet. Die Arbeit soll in der nachstehenden Weise ausgeführt werden. Ein Deich von 48 Kilometern Länge soll quer durch die Zuider-See gelegt werden, und zwar in einer Breite von 35 Metern an der Basis, bei 5 Metern Höhe. Die Ausführung dieses Dammes wird neun Jahre in Anspruch nehmen. Nach Fertigstellung dieses Dammes würde man zu Austrocknung des eingeschlossenen Terrains schreiten. Diese Austrocknung würde 31 Jahre dauern, doch würden jedes Jahr 10 000 Hektar für den Ackerbau verfügbar werden. Die Gesamtkosten für die ganze Arbeit würden sich auf 650 Millionen Franks stellen, in welche Summe die Entschädigung für die Fischer mit einbegriffen ist; man tagirt jedoch den Werth des dem Meere abgerungenen Bodens auf 675 Millionen, so daß ein Gewinn von 25 Millionen Franks übrig bliebe, wobei die dadurch herbeigeführte Vergrößerung der Staatseinnahmen auch noch in betracht gezogen werden muß. —

Humoristisches.

— Der junge Stanley und Nansen. Als Frithjof Nansen sich unlängst in London aufspielt, war er auch bei Stanley zu Gast. Der berühmte Afrika-Reisende hat einen kleinen Knaben adoptirt und ließ denselben nach dem Tuche ins Speisezimmer kommen, damit der dreijährige Knirps einst sagen könne, er habe Nansen kennen gelernt. Stanley hatte geplant, daß der Knabe an Nansen einige Begrüßungsworte richte, und gespannt horchte die Gesellschaft auf die rhetorische Leistung des festlich herangepuhnten Kleinen. Dieser blieb aber stumm und erst nach wiederholtem Drängen ließ er sich herbei, die Lippen zu öffnen. Er sah dem norwegischen Forscher fest in die blauen Augen, hob ein Bein in die Höhe und sagte: „Neue Schuhe!“ —

— **Belehrungszeiser.** Als der unlängst verstorbene Schauspieler Mitterwurzer in Amerika war, kam er auch in die Mormonenstadt, um einem Pferderennen beizuwohnen. Er will zu Fuß zum Rennen hinausgehen, wird aber unterwegs von einem zweirädrigen Karren eingeholt, in dem zwei Herren mit grauen Zylindern sitzen, die ihn auf seinen Wunsch ohne weiteres mitnehmen. Am Rennplatz wird Halt gemacht. „Was bin ich schuldig“, fragt er. — „Nichts“, lautet die Antwort, „dies ist der Gerichtskarren, mit dem Sie gefahren.“ — Der Ge... — „Ja wohl, Sir, der Gerichtskarren, wir haben soeben einen armen Sünder hinausgeführt.“ — „Hinaus?“ — „Ja, zum Galgen.“ — „Am Gottes willen, sind Sie der Henker?“ — „Nein, Sir, ich bin der Gefangenhausdirektor, der Scharfrichter ist dieser andere Herr da.“ — Und da Mitterwurzer entsezt vom Karren springt, hält man ihn für einen Verbrecher, der soeben aus dem Gefängniß entlassen worden, alles weicht ihm aus, und er schreitet durch das dichteste Gedränge unberührt bis an die Schranken der Rennbahn, denn auf beiden Seiten zieht sich alles nach Möglichkeit vor ihm zurück. . . . Nur ein Mann nähert sich ihm, ein Mormonenprediger, der sofort beginnt, dem „Verbrecher“ salbungsvoll Buße zu predigen. —

Vermischtes vom Tage.

— **Gestohlen** wurden: In Horlheim (Württemberg) aus dem Pfarrhaus 50 000 M., für die eine protestantische Kirche gebant werden sollte; in Olten (Schweiz) ein vier Zentner schwerer Ambos. —

— **Wien.** Von ärztlicher Seite wird berichtet, daß das Gehirn Mitterwurzer's so reiche und vollendet schöne Bindungen aufweise, und daß es überhaupt in seinem ganzen Bau so interessant und ungewöhnlich sei, wie es den Aerzten schon seit laugem nicht vorgekommen. —

— **Von einem Wildschwein** getödtet wurde in der Nähe von Angoulême (Frankreich) ein Bauer, der sich mit Ausroden von Bäumen beschäftigte. —

— **Die Pariser** Nachtpolizei ist mit elektrischen Blendlaternen ausgerüstet worden. —

— Ein reicher Sizilianer hat die an der sizilianischen Küste gelegene Cyclopeinsel der Universität Catania geschenkt. Auf der Insel, die einen Umfang von 1 Kilometer besitzt, soll ein Laboratorium für Forschungen in der Zoologie und der Fischzucht errichtet werden. —

— **cc.** Die katholische Kirche „zum heiligen Herzen Maria“ in Detroit (Nordamerika), die 230 000 Dollars werth ist, soll am 4. März versteigert werden. Die Gemeinde ist tief verschuldet. —